

DER „BERLINER RING“ – EIN EINZIGARTIGER FUND ZU FÜSSEN DER FRANZÖSISCHEN KIRCHE

Julia-Marlen Schiefelbein, Anna Schimmitat

Abstract

During archaeological excavations in the medieval heart of Berlin-Mitte, close to the area of the historical Molkenmarkt a special object has been found. A golden finger ring has been excavated out of a well's filling, close to the fundamentals of the "Französische Kirche" in the year 2021. This finger ring is set with a garnet in cabochon gem cut, which sits in an oval bezel. Furthermore, two floral frames sitting on the hoop's shoulders, one of them contains an ivory-coloured stone, of which the material isn't identified yet. Due to the bezel's shape and the cabochon cut the ring dates in the end of 13th and beginning of the 14th century.

SCHLAGWÖRTER

Berlin, Archäologie, Französische Kirche, Goldring, Mittelalter

KEYWORDS

Berlin, archaeology, "Französische Kirche", gold ring, Middle Ages

Seit Beginn des Jahres 2019 werden in Berlin-Mitte im Bereich des Molkenmarktes große Flächen archäologisch untersucht. Dem zugrunde liegt die geplante Neugestaltung einer Brachfläche von ca. 20.000 m², die seit den 1950er/60er Jahren durch einen großen Kreuzungsbereich einer mehrspurigen Hauptverkehrsader sowie groß angelegter Parkplätze gekennzeichnet war. Diese geschlossene Asphaltdecke versiegelte somit die größten Teile des mittelalterlichen Berlins und die darüber befindlichen jüngeren Bebauungsreste seit Beginn der Nachkriegszeit.

Der seit 2016 bestehende Bebauungsplan sieht die Entstehung eines neuen Stadtquartiers und eine damit verbundene Neugestaltung der Infrastruktur vor, die sich an den historischen, bis 1945 bestehenden Straßenfluchten orientiert.

Bauvorbereitend werden sukzessiv Teilflächen von insgesamt 20.000 m² ausgegraben und dokumentiert, was schließlich etwa einem Fünftel des mittelalterlichen Berlins entspricht.¹ Das Grabungsareal erstreckt sich dabei vom Mühlendamm im Südwesten bis zur Klosterstraße im Nordosten und von der



Abb. 1: Übersicht Grabungsfläche C2 mit Vorbehaltsfläche für ein Archäologisches Fenster im Bereich der Französischen Kirche. Plan: Janko Reichel, LDA Berlin, 2022
Overview of the excavation in the area of the Französische Kirche.

Abb. 2: Zeitgenössischer Kupferstich der Französischen Kirche, J. D. Schleuen (1757).
Quelle: Fuhrich-Grubert, U.: Die Französische Kirche zu Berlin. Ihre Einrichtungen 1672–1945 (Bad Karlshafen 1992), 108
Copperplate engraving of the Französische Kirche by J. D. Schleuen 1757.

Gustav-Böß-Straße im Nordwesten bis zur Stralauer Straße im Südosten. Somit stellen die derzeit noch andauernden archäologischen Untersuchungen im Bereich des Molkenmarktes die aktuell größte Stadtkerngrabung Deutschlands dar. In der ersten Hälfte 2019 wurde zunächst eine Sondage im Bereich des Mühlendamms vorgenommen. Daran anschließend wurden parallel zwei Teilflächen² von jeweils 3.000 m² gegraben.

Im Zeitraum vom Frühjahr 2021 bis zum Winter 2022 wurde eine weitere Fläche (C2) mit einer Ausdehnung von 2.900 m² archäologisch erschlossen. Sie erstreckte sich zwischen Jüdenstraße, Grunerstraße, Klosterstraße und der Rückseite des Neuen Stadthauses in der Parochialstraße und überlagerte die dort vorhandenen Reste der historischen Bebauung des Jüdenhofes, der Klosterstraße 40, 41, 43 sowie der Jüdenstraße 47–51 und 53. In Teilen wurden diese als Vorbehaltsflächen für archäologische Fenster konserviert und gesichert.

Zu einer dieser Flächen zählt auch der Bereich eines partiell ausgegrabenen Anbaus der Französischen Kirche, welcher auch als Sakristei bezeichnet wird (Abb. 1). Das Gotteshaus wurde zwischen den Jahren 1721 und 1726 auf dem ehemaligen Grundstück Klosterstraße 43 errichtet. Im Vorfeld erwarb das Konsistorium 1720 das Haus des Hofmedicus Stoch mit dem dazugehörigen Garten und im Jahre 1721 die Häuser des Schlächters Kretschmer sowie des Bädere Lüdecke (Muret 1885, 169). Die Einweihung als Gemeindezentrum der französischen *Réfugiés* (Hugenotten) erfolgte am 11. August 1726 im Beisein von König Friedrich Wilhelm I. Im Jahr 1750 wurde das Grundstück durch den Kauf des Hauses auf dem Jüdenhof erweitert (Muret 1885, 170).

1765 wurde das Wohngebäude der Geistlichen umgebaut und die Mädchenabteilung der „École de Charité“ hierhin verlegt. Außerdem wurde eine öffentliche Gemeindeschule errichtet. Vermutlich zeitgleich wurde der freistehende oktogonale Bau um einen Frontbau zur Klosterstraße hin ergänzt (Abb. 2). Neben den bis dahin ausschließlich französischen Gottesdiensten wurden Ende 1817 auch deutsche Andachten abgehalten (Muret 1885, 170). 1844 wurde die „École de Charité“ ein weiteres Mal verlegt, wodurch das Gebäude seine Zweckmäßigkeit verlor. Weitere Umbau- und Renovierungsmaßnahmen der Anbauten und der

Abb. 3: Frontalansicht auf die erhaltenen Fundamente der Französischen Kirche, im Planum davor der Brunnen.
Foto: Anna Schimmitat, LDA Berlin, 2021
View of the surviving foundations of the Französische Kirche, the excavated well in the front.



Kirche selbst erfolgten zwischen 1879 und 1882 (Muret 1885, 170 und Fuhrich-Grubert 1992, 60). Nachdem die französische Gemeinde die Klosterkirche nicht mehr nutzte, gab es seit 1920 Überlegungen, das Gebäude zu verkaufen, die 1922 in der Verpachtung an Otto Peterson mündeten (Fuhrich-Grubert 1992, 60). Im Zuge dessen erhielt das Gebäude weitere Anbauten für Garderoben und Requisitenkammern, die sich auch archäologisch nachweisen ließen. Erst zwei Jahre später konnte³ das Theater 1924 unter dem Namen „Goethe Bühne“ eröffnen (ebd., 61). Abgelöst von Anton Prink als Geschäftsführer musste die mittlerweile in „Theater in der Klosterstraße“ umbenannte Bühne 1926 zunächst schließen, bevor sie an die Theaterunternehmerin Maria Borchartd übergang und unter dem Namen „Schaubühne“ weitergeführt wurde. Die Aufführungen unterlagen aufgrund der fehlenden Konzession einer Zensur und durften weder „sittliche und religiöse Anschauungen“ verletzen noch politisch motiviert sein (ebd., 61). Wegen finanzieller Probleme konnte die Schaubühne zunächst nicht weitergeführt werden, weshalb das Theater im Jahr 1932 von Richard Langen-Glahn und Max Ehardt gepachtet wurde. Die beiden NSDAP-Mitglieder beabsichtigten ausschließlich sittenkonforme deutsche Autoren aufführen zu lassen und das Haus mit Unterstützung der NSDAP-Besucherorganisation ausreichend zu füllen (ebd., 64). Nach einem Zerwürfnis mit der kulturpolitischen Abteilung der NSDAP musste erneut nach neuen Pächtern für das Haus gesucht werden. Während solvente Anwerber wegen ihrer politischen Ansichten oder religiösen Herkunft ausgeschlossen wurden, wurde das Gebäude Ende des Jahres 1932 zunächst an die „Filmarbeitsgemeinschaft deutscher Körperschaften“ vermietet, bevor es schließlich von der „Gesellschaft für Volksbildung“ gepachtet wurde. Diese gab Vorträgen und Seminaren über Rassenkunde und Erblehre ebenso eine Bühne, wie solchen über Malerei und Musik.

Während der Bombardierungen am Ende des Zweiten Weltkrieges wurde das Gebäude weitestgehend zerstört und 1950 komplett abgerissen (ebd., 65).

Da sich die Reste der Kirche fast vollständig unter dem heutigen Grundstück Klosterstraße 44 befinden, welches nicht Bestandteil der Grabungsfläche war, wurde nur der westliche Teil des Anbaus archäologisch erfasst. In diesem Bereich konnten die aus sorgfältig zugehauenen Rüdersdorfer Kalkstein gesetz-



Abb. 4: Situationsfoto: Dokumentationsvorbereitung des ersten Planums für die mittelalterlichen Bodenbefunde: Sakristei der Französischen Kirche (links), Brunnen (oben links).

Foto: Anna Schimmitat, LDA Berlin, 2021
 Photograph of the documentation of the planum for the medieval features: the vestry of the Französische Kirche (left) and the well (top left).

Abb. 5: Profilschnitt durch den Brunnen mit der Fundtiefe des Ringes.
 Foto: Anna Schimmitat, LDA Berlin, 2021
 Profile through the well with findspot of the ring.



ten Fundamente der Sakristei, sowie der sich nördlich anschließenden Bereiche eines Treppenhauses des Theateranbaus dokumentiert werden. Diese wiesen eine Länge von 7,05 m, eine Breite von 2,88 m und eine erhaltene Höhe von 2,39 m auf (Abb. 3).

Auch der Bereich des westlich der Sakristei zu verortenden, unbebauten Hofareals der Kirche wurde flächig freigelegt. Hier ließen sich neben mittelalterlichen Graben- und Grubenstrukturen auch zwei Brunnen nachweisen (Abb. 4). Eine der beiden Brunnenverfüllungen enthielt einen goldenen Fingerring, dessen Besonderheit hier im Focus steht.

Bei dem Brunnen handelte es sich um eine rechteckige Holzkonstruktion von 2,1 x 1,2 m Ausdehnung im ersten dokumentierten Planum. Aufgrund der schlechten Erhaltungsbedingungen im lehmig-sandigen Sediment waren die Befundgrenzen hier noch nicht sehr deutlich. Um zu klären, wie sich die Kastenstruktur in die Tiefe gehend fortsetzt, musste aufgrund der unmittelbaren Nähe zu den Fundamenten des Kirchenanbaus ein Profilschnitt (von West nach Ost) unterhalb dieser durch den Befund angelegt werden (Abb. 5). Aus statischen und den damit verbundenen arbeitsschutztechnischen Gründen konnte das Profil und somit der Verlauf des Gesamtbefundes nur bis auf eine Tiefe von 3,66 m unter der heutigen Geländeoberkante verfolgt werden. Dadurch ergab sich eine Gesamttiefe des Profils von 1,20 m. In diesem Zuge wurde ein Teilplanum angelegt, welches verdeutlichte, dass die unteren Befundgrenzen des Brunnens in diesem Dokumentationsstadium noch nicht erreicht waren (Abb. 6). Die Holzerhaltung war sedimentbedingt sehr schlecht, jedoch ließ sich die Konstruktion des Holzkastens in Form von dünnen vertikalen Bändern, bestehend aus braungrauem, humosem mittelfeinem Sand mit Holzresten im Profil erkennen. Diese setzten sich im Teilplanum fort. Erst nach dem vollständigen Abbau der Profile konnte eine exakte Kastenform mit vier Eckpfosten im unteren, letzten dokumentier-

Abb. 6: Teilplanum des Brunnens mit deutlich nachvollziehbaren Befundgrenzen.
Foto: Anna Schimmitat, LDA Berlin, 2021
A planum of the well showing the limits of the feature.



ten Planum deutlich nachvollzogen werden. Eine anschließende Bohrung ergab, dass sich der Befund noch mindestens 0,9 m bis in das Grundwasser hinein fortsetzte. Es ließen sich zwei Verfüllvorgänge in Form von kompakten lehmig-sandigen Sedimenten im Profil nachweisen. Die untere Verfüllung enthielt gelbbraunen sandigen Lehm sowie vereinzelt Holzkohle und Ziegelbruch. Wohingegen sich die obere Verfüllung durch braungrauen lehmigen Sand mit Lehm-bändern im oberen Bereich und Einschlüssen von Ziegelbruch, Steinen, Tierknochen und Keramik von der unteren unterschied. Bedingt durch den mit dem Kirchenbau zusammenhängenden Bodeneingriff wurde die Baugrube des Brunnens gestört. Um möglichst viel Fundmaterial zu sichern wurde die zweite Profilhälfte anschließend nach Schichten abgetragen. Im Fundinventar unterschieden sich die beiden Verfüllungen nicht. Dieses setzte sich zumeist aus Speiseabfällen bestehend aus Tierknochen sowie aus Gefäßfragmenten hart gebrannter Grauware und anderer typischer Gebrauchskeramik des 13.–15. Jahrhunderts zusammen. Umso überraschender und außergewöhnlich war es, dass die obere Verfüllung im unteren Bereich, in einer Tiefe von 3,31 m unter der heutigen Geländeoberkante, einen goldenen Fingerring enthielt. Da die beiden Verfüllungen aus sehr ähnlichen Sedimenten bestanden, kann auf zwei Verfüllvorgänge geschlossen werden, die in relativ kurzer Zeit erfolgten. Demnach muss der Ring nach dem ersten Verfüllvorgang hineingelangt sein, bevor der Schacht mit weiterem homogenem und kompaktem Material aufgefüllt wurde.

Im Folgenden soll nun dieser für den Berliner Raum solitär zu betrachtende Sonderfund präsentiert werden. Die Grundform eines Ringes ist in der Regel stets gleich und stilistisch unveränderbar – die Form folgt sinngemäß der Funktion. So weisen bereits frühe, beispielsweise altägyptische und antike Fingerringe, die Grundform und Dimension heutiger Exemplare auf (Gräf 2019, 165; Singer 2004, 131). Analog zu seiner Formgebung wird der Ring typologisch als



Abb. 7: „Berliner Ring“. Goldring mit Pyrop und Begleitsteinen (13./14. Jahrhundert).

Foto: Julia-Marlen Schiefelbein, LDA Berlin, 2022

„Berlin Ring“. Gold ring with pyrope and other gemstones (13th/14th century AD).

Abb. 8: „Berliner Ring“. Ansicht in die Ringöffnung hinein.

Foto: Julia-Marlen Schiefelbein, LDA Berlin, 2022

„Berlin Ring“ – photo showing the inside of the ring.

„Reif“ bezeichnet; besitzt dieser einen Aufbau wird der Reif auch „Ringschiene“ genannt (Singer 2004, 132). Die „Ringöffnung“ definiert die Querschnitt durch den Ringreif hindurch. Der Aufbau auf der Ringschiene wird auch als „Ringkopf“ bezeichnet und besitzt einen dekorativen Charakter. Die seitlichen Abschnitte der Ringschiene, die sich neben dem Ringkopf befinden, bilden die „Schultern“ des Rings. Auch sie können mit eigenem Dekor versehen sein. Unterschiedliche Gestaltungen beschränken sich im Wesentlichen auf die Ausformung des Zierrats der Ringschiene und des Ringkopfes.

Bei dem „Berliner Ring“ handelt es sich um einen goldenen Fingerring, der einen dunkelroten Schmuckstein und zwei Begleitsteine trägt (Abb. 7). Die aus Gold gefertigte Ringschiene ist einfach gehalten und in einem ovalen Profilquerschnitt (Breite 0,2 cm) ausgeformt. Dabei misst die Ringöffnung im Durchmesser 2 cm. Trapezförmig gebogene Goldbleche verbinden die Ringschiene und den Ringkopf (0,8 x 1 cm) miteinander. Der Schmuckstein ist in eine verbödete Zargenfassung eingelassen (Abb. 8). Diese spezielle Form der Fassung besteht aus zwei miteinander verknüpften Metallbändern, den so genannten Zargen, die zusammen eine doppelkonische Form bilden und so den Schmuckstein umschließen. Die obere Zarge ist gekehrt und steigt steil nach oben hin an. Dabei fasst sie den Stein gleichmäßig ein. Der rote, ovale Stein ist im Cabochon geschliffen. Charakteristisch für diese Form des Edelsteinschliffs ist eine glatte, gleichmäßig konvexe Wölbung der Steinoberseite und eine plan geschliffene Unterseite. Der Begriff stammt aus dem Französischen („*caboché*“) und bedeutet übersetzt „Köpfchen“. Begleitet wird der Hauptstein von zwei Nebensteinen, die gegenständig auf den Schultern des Ringes sitzen (Abb. 9). Diese sind in filigran gestaltete Blütenfassungen eingelassen, die in Form eines Sechspasses angelegt sind. Eine dieser Fassungen trägt einen elfenbeinfarbenen Stein, der im Durchmesser 0,2 cm misst. In der anderen Fassung ist kein Stein mehr erhalten. Bei genauerer Betrachtung befinden sich in der Fassung Überreste einer beigefarbenen Klebmasse, mit der der Stein in der Blütenmitte fixiert wurde. Bisher konnte das Material des erhaltenen Begleitsteines und der Klebmasse nicht näher bestimmt werden. Der Hauptstein lässt sich aufgrund seiner reinen Struktur und blutroten Farbgebung als böhmischer Granat, ein so genannter Pyrop, bestimmen⁴. Diese Granatform stammt aus dem Böhmisches Mittelgebirge und wurde dort bereits im Frühmittelalter zu Schmuckbestand-



Abb. 9: Floral eingefasste Nebensteine begleiten den Granat.

Foto: Julia-Marlen Schiefelbein, LDA Berlin, 2022

Stones framed in a floral technique surround the red garnet.

teilen verarbeitet⁵. Im Hochmittelalter verlor der Granat als Schmuckstein seine Beliebtheit und gewann diese erst wieder im Spätmittelalter. Dunkelrote Mineralien wurden im Mittelalter allgemein als Karfunkelsteine bezeichnet. Darunter fielen Rubine, Spinelle und wie bei dem „Berliner Ring“ auch Granate. Etymologisch lässt sich der heutige im deutschen Wortschatz auftauchende Begriff „funkeln“ aus dem mittelhochdeutschen „Karfunkel“ ableiten.

Anhand der Schmucksteinfassung ist der Ring zeitlich dem Spätmittelalter zuzuordnen. Fingerringe mit Zargenfassungen kommen, neben Steigbügelringen (11.–14. Jahrhundert) und Ringen mit pyramidenstumpfförmigen Fassungen (12.–13. Jahrhundert) in dieser Zeit am häufigsten vor (Cartlidge et al. 1987, 56, Singer 2004, 132). Frühe Formen der Zargenfassungen sind unregelmäßig rund geformt und tauchen in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in West- und Mitteleuropa auf (Cartlidge et al. 1987, 55 und Singer 2004, 133, 138f.). Hierbei handelt es sich um Sonderformen, bei denen das Augenmerk weniger auf der Ästhetik eines symmetrischen Gesamtbildes lag, sondern vielmehr auf dem Materialwert des Schmucksteins. Wertvolle Edelsteine wurden dementsprechend nicht komplett „verschliffen“, sondern die Form der Fassung wurde der des Edelsteins angepasst, um einen Materialverlust zu vermeiden. Diese Ringe besitzen oftmals blaue und violette Amethysten oder Saphire als Schmucksteine. Oft wird dieser Typus mit Bischofsringen in Verbindung gebracht, da diese hochwertigen Goldringe ungeschliffene, möglichst große und wertvolle Edelsteine tragen sollten. Rote Karfunkelsteine wurden seltener verarbeitet. Bereits ab der Mitte des 13. Jahrhunderts erhält die obere Zarge der Fassung eine deutliche Kehlung. Diese steigt steil nach oben hin an und ist als Versinnbildlichung der gotischen Stilepoche zu interpretieren. Zum 14. Jahrhundert hin wird die Fassung massiver und regelmäßig ovaler ausgeformt. Häufig variiert die Größe der oberen und unteren Zarge im Verhältnis zueinander. Des Weiteren kommen im 14. Jahrhundert Fassungen vor, bei denen die untere Zarge höher angelegt ist und diese unter der oberen Zarge hervorkragt. Wie bereits im beginnenden 13. Jahrhundert orientiert sich die Größe und



Abb. 10: Goldring mit Almandin (14. Jahrhundert), Alte Synagoge Erfurt.

Quelle: [https://global.museum-digital.org/index.php?t=](https://global.museum-digital.org/index.php?t=objekt&oges=13906)

objekt&oges=13906
Copyright: Museum für Ur- und Frühgeschichte Thüringens/Brigitte Stefan (CC BY-NC-SA).

Gold ring with almandine (14th century) from the old Synagogue in Erfurt.

Form des Ringkopfes stets an der Dimension und Ausgangsbeschaffenheit des Schmucksteins. Demnach ist eine typologisch-stilistische Entwicklung nicht exakt nachvollziehbar. Auffallend ist, dass Fingerringe aus dieser Zeitspanne, die einen wertvollen und selten anzutreffenden Edelstein tragen, wie etwa einen Saphir oder Karfunkelstein, generell filigraner gearbeitet sind und einen kleineren Ringkopf besitzen (Singer 2004, 139). Analog dazu ist der „Berliner Goldring“ mit einer regelmäßig, oval ausgeformten Zargenfassung versehen, bei der die obere Zarge gekehlt ist und deutlich nach oben hin ansteigt – wodurch sich seine Entstehung zeitlich zwischen dem ausgehenden 13. Jahrhundert und dem beginnenden 14. Jahrhundert datieren lässt. Die Blütenfassungen lassen sich keiner stilistischen Typologie zuordnen. Bereits seit der Antike wurden Steine in Blütenformen gefasst (Singer 2004, 137). Ferner wird das Motiv der stilisierten sechsblättrigen Blüte als ein charakteristisches architektonisches Stilelement in der Gotik verwendet. Hier findet man es als Sechs- beziehungsweise als Vielpass im Dekor des gotischen Maßwerks wieder. Stilistisch korrespondieren also die vielpassförmigen Begleitsteinfassungen und die steil ansteigende Zarge der Hauptsteinfassung miteinander. Darüber hinaus verbildlichen Blumenmotive im Spätmittelalter die Jungfräulichkeit und voreheliche Enthaltensamkeit und werden daher mit jungen Frauen in Verbindung gebracht. Demnach wäre es annehmbar, dass der „Berliner Ring“ in seiner Laufzeit einer jungen Dame als Verlobungsring überreicht worden sei. Wie die Ringschiene und die Fassung des Hauptsteins bestehen die Nebensteinfassungen aus Gold. Bei genauerer Betrachtung der Blütenfassungen fallen jedoch Ansätze von Korrosionsspuren ins Auge, die bei der Ringschiene und auch der Hauptsteinfassung fehlen. Es ist daher annehmbar, dass der Goldgehalt bei den Nebensteinfassungen geringer ausfallen könnte als bei den anderen Ringbestandteilen. In dieser Hinsicht sei zu spekulieren, ob die in Blumen gefassten Nebensteine nachträglich an die Ringschultern angebracht worden sein könnten, sodass der Ring in seiner ursprünglichen Form keine Nebensteine besäße. Aufschluss darüber könnte eventuell eine ausstehende Materialanalyse geben.

Vergleichsbeispiele ähnlich gestalteter Fingerringe aus dem deutschsprachigen Raum können die zeitliche Einordnung bestätigen. So kam 1998 ein entsprechender Goldring bei Ausgrabungen in der Nähe der alten Synagoge Erfurt als Mitbestandteil des Erfurter Schatzes zu Tage (Abb. 10). Im Zuge der sich 1349 anbahnenden Pogrome wurde der Schatz (intentionell) vergraben, sodass sich der Ring zeitlich zwischen 1325–1349 datieren lässt⁶. Es handelt sich ebenfalls um einen goldenen Ring, der einen roten Schmuckstein trägt. Dieser ist ein längsovaler Granat – hier ein größer ausfallender Almandin, im Cabochonschliff, der auf einer schlichten, schmalen Ringschiene sitzt. Die Ringweite ist mit 2 cm identisch, so auch die Maße des Kopfes (0,75 x 9,6 cm), wenn auch das Verhältnis zwischen Fassung und Stein in Bezug auf den „Berliner Ring“ voneinander abweicht. Die Steinfassung, ebenfalls eine Zargenfassung, fällt deutlich zierlicher aus. Sie fasst den Stein regelmäßig ein und ist an der unteren Zarge zusätzlich mit einem Zahnkranz verziert. Die obere Zarge ist präzise ausgeformt, leicht vergrößert und gekehlt, steigt jedoch nicht so steil nach oben hin an, wie die des Berliner Exemplars. Die Ringschiene besitzt weder Dekor noch Begleitsteine. Im direkten Vergleich mit dem „Berliner Ring“ sind

Gemeinsamkeiten in ihrer Materialität und Dimension zu erkennen. Die Gestaltung der Ringschiene ist annähernd identisch, die Proportionen des Granats und der Zargenfassung zueinander fallen bei dem „Erfurter Ring“ andersartig aus. Beiden gemein ist zudem die gleichmäßige Einfassung des Schmucksteins. Prägnante Unterschiede liegen im dekorativen Beiwerk. So trägt der „Berliner Ring“ geschulterte Nebensteine und der „Erfurter Ring“ ein Dekorband an der unteren Zarge der Fassung.

Ein weiteres Vergleichsexemplar ist ein mit einem Granat bestückter Goldring aus Dortmund-Hörde. Dieser wurde im Jahr 2008 bei Ausgrabungen an der Hörder Burg im Burggraben gefunden und datiert in das 13. Jahrhundert⁷. Der Hauptstein ist ebenfalls im Cabochon geschliffen und sitzt in einer ovalen, gekehlten Zargenfassung, die den Stein unregelmäßig rautenförmig umschließt. Die Längenmaße des Schmucksteins von 0,7 cm entsprechen annähernd denen des in Berlin gefundenen Ringes. Hingegen ist die Ringschiene aufwändig, mit kleinen Rautenmustern dekoriert und besitzt an drei Stellen jeweils zwei sich umfassende Hände und fällt mit einer Ringweite von 1,4 cm deutlich kleiner aus. Beiden Ringen gemein ist die Materialität des Ringreifes und -kopfes, sowie der Cabochonschliff des Granats. Auch die Zargenfassungen ähneln sich in ihren Ausführungen, wenn auch die des „Dortmunder Rings“ unregelmäßiger ausfällt, was eine Datierung in die Mitte des 13. Jahrhunderts bekräftigt. Deutliche Unterschiede sind in der Ausformung der Ringschiene zu erkennen. So trägt die Schiene des Rings aus dem Hörder Burggraben ein aufwändiges Dekor. Das Motiv der „Handtreue“ legt nahe, dass es sich um einen Verlobungs- beziehungsweise Hochzeitsring handelt. Die geringe Größe der Ringschiene lässt eher auf eine Ringträgerin schließen.

Zusammenfassend sind die drei Ringe, die im Vergleich zueinanderstehen, aus Gold gefertigt und werden mit einem Granat als Schmuckstein verziert. Darüber hinaus fallen Parallelen in der gestalterischen Ausführung ihrer Steinfassungen auf, die eine zeitliche Verortung des in Berlin gefundenen Rings erlauben. Mit Blick auf die Zargenfassung ist die des Dortmunder Ringes zwar unregelmäßig geformt, besitzt jedoch wie die des „Berliner Rings“ eine hoch ansteigende und gekehlte obere Zarge. Auch die Größenverhältnisse von Stein und Fassung zueinander ähneln sich stark, wodurch ihre Form massiver erscheint. Die Zargenfassung des „Erfurter Schatzrings“ ist filigraner gearbeitet und mit zusätzlichem Dekor an der unteren Zarge versehen. Die obere Zarge umschließt, wie die des Berliner Rings, gleichmäßig oval den Stein. Dabei ist sie ebenfalls gekehlt und steigt nach oben hin an, ist jedoch in ihrer Höhe geringer ausfallend als die der vorangegangenen Exemplare. Die Ringschienen weisen unterschiedlichste Dekorvariationen auf und können für eine genaue Datierung nicht herangezogen werden. Im Blick auf die Zargenfassungen spiegelt der Ring aus dem Hörder Burggraben mit der Unregelmäßigkeit in der Ausformung seiner Zargenfassung ein Modell des 13. Jahrhunderts wieder. Hingegen ist der Erfurter Schatzring mit seiner präzise und regelmäßig gestalteten Fassung eine Form des 14. Jahrhunderts. Der „Berliner Ring“ hingegen zeigt Eigenschaften beider Beispiele – so besitzt er eine massiv ausfallende Ausführung der Zargenfassung, die den Stein regelmäßig oval um-

Abb 11: Goldring mit Saphir (1300–1400), Victoria and Albert Museum London.
 Quelle: <https://collections.vam.ac.uk/item/O121936/ring-unknown/>
 Gold ring with sapphire (1300–1400), Victoria and Albert Museum London.

Abb 12: Goldring mit Granat (1300), Victoria and Albert Museum London.
 Quelle: <https://collections.vam.ac.uk/item/O121920/ring-unknown/>
 Gold ring with garnet (1300) Victoria and Albert Museum London.



schließt. Seine obere Zarge steigt steil nach oben hin an und hat eine starke Kehlung, wodurch er in den Übergang vom 13. zum 14. Jahrhundert datiert werden kann. Wie bereits angegeben, ist die exakte typologische zeitliche Einordnung anhand der Zargenfassung nur ansatzweise möglich, da die Ausgestaltung der Fassung stets in Korrespondenz mit dem von ihr zu tragenden Stein steht.

Mit Blick in den europäischen Raum hinein fällt eine Vielzahl gleichartiger Ringfunde aus Großbritannien ins Auge. Auffallend ist, dass diese Ringe mit dem Fundstück aus Berlin nahezu identisch sind und somit die vorangegangene Datierung zwischen dem 13. und 14. Jahrhundert wiederholt bestätigt werden kann. Zu nennen sind mindestens 13 Exemplare goldener Fingerringe, die eine oval geformte Zargenfassung besitzen, von der ein Schmuckstein im Cabochonschliff eingefasst wird⁸. Die Schmucksteine sind von unterschiedlicher Größe und variieren von Granaten, Rubinen und Amethysten bis hin zu Saphiren (Egan und Pritchard 1991, 329). Besonders hervorzuheben ist ein Goldring mit einem Saphircabochon (1300–1400) (Abb. 11), der aus der *Waterton Collection* des Victoria and Albert Museum in London stammt (Egan und Pritchard 1991, 327 ff.). Dieser Ring ist, ausgenommen der Nebensteine, von den Proportionen her mit dem „Berliner Ring“ identisch. Anhand des Saphirs und der großen Ringweite von 2,5 cm wird er als Bischofsring eingestuft. Ein weiterer Goldring (um 1300) (Abb. 12), ebenfalls aus der *Waterton Collection*⁹, sticht unter den Vergleichsbeispielen besonders hervor. Wie der „Berliner Ring“ trägt dieser einen Granat als Hauptstein und besitzt darüber hinaus ein geometrisches Dekor in Form eines Vierpasses auf den Ringschultern. Dieses Exemplar ist als einziges Gegenstück zum „Berliner Ring“ mit einem gotisch anmutenden Dekor der Ringschultern hervorzuheben. So sind die Vierpässe stark stilisiert in die Ringschiene eingraviert und dienen als reines Dekorelement und nicht als denkbare eigenständige Fassungen samt Nebensteinen. Zum jetzigen Zeitpunkt steht der „Berliner Ring“ mit dem Fokus auf die floral gefassten Nebensteine auf den Ringschultern solitär da, was ihn wiederum zu einem außergewöhnlichen Fund macht. Des Weiteren lassen die zahlreichen Vergleichsfunde aus dem Raum Großbritanniens die Frage aufkommen, wo genau der Ring gefertigt wurde. Zum einen könnte er in der unmittelbaren Umgebung des Fundortes, sprich in Berlin oder Cölln, geschmiedet worden sein und dies womöglich nach britischem Vorbild. Zum anderen könnte er ein exklusives Importgut aus Großbritannien darstellen. Diese beiden Herkunftsthesen bezeugen

Abb. 13: „Gemälde einer Dame“, R. van der Weyden (1460), National Gallery, London.
Quelle: <https://www.nationalgallery.org.uk/paintings/workshop-of-rogier-van-der-weyden-portrait-of-a-lady>
„Portrait of a lady“ by R. van der Weyden (1460), National Gallery London.



in jedem Fall, dass Berlin im späten Mittelalter unter anderem von Teilen der gehobenen Bevölkerungsschicht bewohnt wurde. Letztendlich kann nur eine noch ausstehende Materialanalyse des verarbeiteten Goldes darüber Auskunft geben, woher es ursprünglich stammt. Im Zuge dieser ließe sich ebenfalls klären, ob die Materialzusammensetzung der Ringschiene und der Blütenfassungen identisch wäre. Träfe dies nicht zu, so wäre eine Befestigung der Nebensteine am Ring zu einem späteren Zeitpunkt plausibel. Die Frage, wo genau der Ring geschmiedet wurde, bleibt nach wie vor offen und ist rein spekulativ zu betrachten.



Abb. 14: Tragweise von Ringen. Detailausschnitt. 3D-Druck des Deckels der Tumba von Erzbischof Ernst von Sachsen (1496), Dommuseum Ottonianum, Magdeburg.
Foto: Anna Schimmitat, LDA Berlin, 2022
Different ways of wearing rings, detail from a 3D print of the lid of the tumba of the Archbishop Ernst of Saxony (1496) in Magdeburg.

Im Allgemeinen war das Tragen von Goldringen im späten Mittelalter der privilegierten Bevölkerung vorbehalten. Zahlreiche Darstellungen ringtragender Personen des 15. Jahrhunderts verdeutlichen, dass der Ring ein häufiger und geschlechterneutraler Schmuckbestandteil war, welcher von Frauen und Männern gleichermaßen getragen wurde. So konnte der Ring als Schmuckring an sich, aber auch aus anderen Gründen wie beispielsweise zum Siegeln von Schriftstücken, aus religiösen Gründen oder als Zeichen von Liebe, Treue oder Trauer getragen werden. Die Tragweise von Ringen konnte dabei variieren. Entsprechend konnten sie einzeln oder zu mehreren an verschiedenen Fingern¹⁰ und Fingergliedern getragen werden (Cartlidge et al. 1987, 53; Singer 2004, 132). Diese Art und Weise erlebt auch in der aktuellen Mode eine Renaissance. Auch war es nicht unüblich, Ringe über Handschuhen zu tragen, weshalb größere Durchmesser der Ringöffnungen nicht zu Irritationen bezüglich der Trägerin führen sollten. Folglich konnten von Frauen getragene Ringe aufgrund der Kombination mit

einem Handschuh durchaus größere Durchmesser der Ringöffnung aufweisen. Wiederum konnten von Männern getragene Exemplare kleinere Durchmesser aufweisen, wenn sie am mittleren oder oberen Fingerglied getragen wurden. Somit kann durchaus angenommen werden, dass der „Berliner Ring“, welcher aufgrund seiner filigranen Gestaltung eher dem weiblichen Geschlecht zuzuordnen wäre, möglicherweise von einer jungen Frau über einem Handschuh getragen wurde. Das „Gemälde einer Dame“¹¹ von Rogier van der Weyden zeigt das Portrait einer jungen Frau mit einer zeitgemäß getragenen „Burgundischen Haube“¹² und dem dazugehörigen Schleier im Halbprofil nach rechts blickend (Abb. 13). Die Hände sind vor dem Oberkörper gefaltet, wobei die linke Hand den oberen Teil der rechten Hand verdeckt. Durch diese Position der Hände werden die von der jungen Frau getragenen Ringe betont. Die vier Ringe werden verteilt an den letzten beiden Fingern der linken Hand getragen. Am unteren Fingerglied des kleinen Fingers sitzt ein schlichter filigraner Goldring ohne Schmuckstein. Wohingegen am Ringfinger gleich drei Ringe getragen werden. So sitzen am oberen Fingerglied des Ringfingers ebenfalls ein schlichter, filigraner Goldring, der durch einen massiveren goldenen Steigbügelring mit rotem Schmuckstein ergänzt wird. Am unteren Fingerglied desselben Fingers sitzt ein weiterer steigbügelförmiger Goldring mit einem dunklen Schmuckstein. Weitere Nachweise über die Tragweise von Ringen stellen Grabplatten mit Darstellungen der Verstorbenen dar. So zeigt die Grabplatte¹³ von Erzbischof Ernst von Sachsen aus dem Jahr 1496 den Selbigen in vollem Ornat, inklusive verschiedenen massiv gestalteten Ringen mit jeweils einem Schmuckstein an verschiedenen Fingern und / oder Fingergliedern (Abb. 14).

In Form von Imitaten aus weniger wertvollen Materialien wurden Ringe auch von der mittelständischen Gesellschaft getragen, was dazu führte, dass sie in die Kleiderordnung des Spätmittelalters mit aufgenommen wurden (Cartlidge et al. 1987, 53; Singer 2004, 132). Das Tragen von Gold- und auch Silberringen sollte sich jedoch auf die obere Bevölkerungsschicht beschränken. Das Ge-



Abb. 15: Detailausschnitt aus „Der Goldschmied und das junge Paar“, P. Christus (1449), The Metropolitan Museum of Art, New York. Quelle: Cartlidge, C./Cherry, J./Gere, C./Ward, A.: *Der Ring im Wandel der Zeit* (Erlangen 1987) 74, Abb. 155. Detail from the „Goldsmith and the young couple“ by P. Christus (1449).

mälde „Der Goldschmied und das junge Paar“¹⁴ von Petrus Christus aus dem Jahr 1449 zeigt einen Goldschmied in seinem Geschäft, der einem Paar seinen Ehering abwiegt. Ein Detailausschnitt des rechten Hintergrundes verdeutlicht, dass Ringe in einer Vielzahl produziert und für den Verkauf vorgefertigt wurden (Abb. 15)¹⁵. Auch wenn Ringe im ausgehenden Mittelalter zu den gängigsten getragenen Schmuckstücken zählten, besaßen sie neben dem materiellen Wert auch einen hohen ideellen Wert, weshalb verlorengegangene Ringe mit bösen Omina in Verbindung gebracht wurden. Dies schließt sowohl den Verlust des Schmuckstücks als auch dessen intentionelle Zerstörung mit ein. Es ist demnach anzunehmen, dass man dafür Sorge trug, solche Umstände zu vermeiden.

Abschließend bleibt festzuhalten, dass der Fund des „Berliner Ringes“ eine Besonderheit darstellt, da Ringe im archäologischen Kontext vergleichsweise selten angetroffen werden. Auch der Erhaltungszustand ist bis auf einen nicht mehr erhaltenen Nebenstein bemerkenswert gut. Aufgrund seines Edelschliffs und der Gestaltung der Zarge lässt sich die Herstellung des Ringes anhand von Vergleichsbeispielen aus Großbritannien und Deutschland relativ chronologisch in das Ende des 13./Anfang des 14. Jahrhunderts einordnen. Aufgrund der den Hauptstein begleitenden Nebensteinfassungen ist an eine nachträgliche Umgestaltung des Ringes zu denken. Weiteren Aufschluss dahingehend kann eine noch ausstehende Materialanalyse geben. Es kann angenommen werden, dass das Schmuckstück über einen längeren Zeitraum getragen wurde. Auch Überlegungen dahingehend, ob der Ring möglicherweise weitervererbt oder verschenkt wurde, stehen folglich im Raum. Wie genau der Ring in den Brunnen bzw. dessen Verfüllung gelangte bleibt ungeklärt und bietet Raum für zahlreiche Spekulationen.

QUELLEN

¹ <https://www.berlin.de/landesdenkmalamt/archaeologie/bodendenkmalpflege/grabungen/grabung-am-molkenmarkt/ein-denkmalkonzept-rund-um-die-ausgrabungen-am-molkenmarkt-in-berlin-mitte-935327.php>. Eingesehen am 05.12.2022.

² A3/B3, Herbst 2019 – Sommer 2022 und B2 Herbst 2019 – Sommer 2021.

³ nach der Schließung der Kirche als Evangelisches Gotteshaus durch die Zustimmung des Evangelischen Konsistoriums der Mark Brandenburg

⁴ Materialbestimmung erfolgte durch Volker Paschke, Verein der Geologischen Struktur Rüdersdorf e. V.

⁵ Hierzu und zum Folgenden Absatz: <https://www.mhttps://www.mineralatlas.eu/lexikon/index.php/Mineralienportrait/Granat/Geschichteineratlas.eu/lexikon/index.php/Mineralienportrait/Granat/Geschichte>. Eingesehen am 04.11.2022.

⁶ <https://global.museum-digital.org/index.php?t=objekt&oges=13906>. Eingesehen am 04.11.2022.

⁷ <https://100jahre100funde.lwl.org/de/100-fundeepochen/hoch-und-spatmittelalter/o81-granating/>. Eingesehen am 04.11.2022.

⁸ Einsicht Datenbank des British Museums London am 07.11.2022, <https://finds.org.uk/database>: davon berücksichtigt vollständige Exemplare mit Stein. Weitere Exemplare gleicher Machart, die defekt und/oder unvollständig sind wurden nicht berücksichtigt.

⁹ Victoria and Albert Museums London am 07.11.2002, <https://collections.vam.ac.uk>. Victoria and Albert Museum London.

¹⁰ ausgenommen am Zeigefinger, da dieser als unrein galt.

¹¹ (1460), National Gallery, London.

¹² eine Form des Hennin.

¹³ 3D-Druck des Deckels der Tumba von Erzbischof Ernst von Sachsen (1496), Dommuseum Ottonianum, Magdeburg.

¹⁴ Öl auf Holz (1449), Sammlungen Oppenheim und Lehmann, The Metropolitan Museum of Art, New York.

¹⁵ Ebenda.

LITERATUR

CARTLIDGE, C., CHERRY, J., GERE, C., WARD, A. 1987: Der Ring im Wandel der Zeit, Erlangen.

EGAN, G., PRITCHARD, F. 1991: Dress Accessoires 1150–1450. In: Museum of London (Hrsg.): Medieval finds from excavations in London, 323–335.

FUHRICH-GRUBERT, U. 1992: Die Französische Kirche zu Berlin. Ihre Einrichtungen 1672–1945, Bad Karlshafen, 59–65.

GRÄF, K. 219: Ringe in Kulturgeschichte und Erzählforschung. In: Kimmig-Völkner, S., Meller, H., Reichenberger, A. (Hrsg.): Ringe der Macht – Rings of Power. Internationale Tagung vom 09. bis 10. November 2018 in Halle (Saale) (Halle (Saale)).

MURET, E. 1885: Geschichte der Französischen Kolonie in Brandenburg-Preussen, unter besonderer Berücksichtigung der Berliner Gemeinde, Berlin, 169–179.

SINGER, M. 2004: Der Schatzfund von Wiener Neustadt. Eine kulturhistorische Analyse. In: Hofer, N. (Hrsg.) Der Schatzfund von Wiener Neustadt, Horn, 130–237.

AUTORINNENANSCHRIFTEN

Anna Schimmitat
Landesdenkmalamt Berlin
Klosterstraße 47
10179 Berlin
anna.schimmitat@lda.berlin.de

Julia-Marlen Schiefelbein
Landesdenkmalamt Berlin
Klosterstraße 47
10179 Berlin
julia-marlen.schiefelbein@lda.berlin.de